

## **Heimatlos unter Feinden ...**

**Das Schicksal der verfolgten Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa von 1944 bis 1951**

**Band IX/05**

### **Die Flucht vor der Roten Armee aus Westpreußen**

#### **Die Belagerung der Festung Elbing in Westpreußen von Januar bis Februar 1945**

Erlebnisbericht des Oberleutnants C. G. (x001/54-62): >>Als die ersten Nachrichten von dem russischen Angriff in Ostpreußen durchsickerten und von angeblich versprengten Soldaten nicht sehr wohlwollend kommentiert wurden, flüchtete – noch ehe überhaupt ein amtlicher Befehl zur Verteidigung eintraf - ein Teil der sozial besser gestellten Bevölkerung aus der Stadt in Richtung Danzig. Es handelte sich vor allem um Familien höherer Behörden- und Staatsangestellter sowie um Parteifunktionäre. Denn nur diese verfügten über das notwendige Kraftfahrzeug. Gleichzeitig fingern die Behörden an zu räumen, besser gesagt: ... "zu flüchten". Beamte und Angestellte waren plötzlich spurlos verschwunden, trotzdem strikte Befehle "zum Ausharren" bestanden.

Die telefonische Verbindung zu den meisten Ärzten, Rechtsanwälten usw. hörten bereits am 17. und 18. Januar auf, sie waren geflüchtet. Schichau arbeitete wie immer, der Straßenverkehr ging vonstatten, die Gaststätten waren geöffnet und voll besetzt, die Kinos spielten ... den Farbfilm "Opfergang" nach der Novelle von R. Binding.

Lediglich auf dem Bahnhof stauten sich die Massen. ... Bis zu 4.000 und 5.000 Personen warteten bereits in diesen Tagen auf eine Gelegenheit zur Flucht nach Westen. Tag und Nacht waren alle Plätzchen und Ecken im Bahnhofsgelände besetzt. Der Zugverkehr schien von den Ereignissen der Kampfhandlungen keinerlei Notiz zu nehmen. Fahrplanmäßig und pünktlich wie in besten Friedenszeiten kamen und verließen die Züge den Bahnhof, allerdings waren die nach Westen strebenden Bahnen unbeschreiblich überfüllt. Überall klebten, hingen und klammerten Menschen in lebensgefährlicher Weise an den einzelnen Wagen, nur um mitzukommen.

Am 20. Januar brachte nachmittags gegen 17 Uhr ein von Elbing ausgesandter Panzerspähtrupp die Meldung, daß die Stadt Osterode brenne. Trotzdem gab es Unzählige, die das einfach nicht glaubten. Erst drei Tage später (!) erließ der Kampfkommandant, Oberst Schöpffer, den Alarmbefehl mit dem Stichwort "1.600". Die wenigen schweren Waffen wurden bei eisiger Kälte und stürmischem Nordostwind in Stellung gebracht.

Stündlich verstärken sich nun die Flüchtlingskolonnen, die sich von Preußisch Holland und von Braunsberg her auf der Königsberger Straße in dichten Knäueln in und durch die Stadt wälzen, vermischt mit zurückströmenden Einheiten. Die anfängliche Ordnung dieser Flucht geht bald in eine regellose Unordnung, in ein wahres Chaos über, besonders an der einzigen Brücke über den Elbingfluß. Bald säumt wahllos weggeworfenes Flüchtlingsgut, Koffer, Kisten, Betten ... usw. die Straße.

Erst mit der Einschließung der Stadt (etwa am 25. Januar) hörte dieser Elendszug (der Flüchtlingsstrecken) langsam auf. ... Es war ein unmögliches Bild des Jammers, die alten, total erschöpften Leute, die schreienden Kinder und wimmernden Säuglinge vorbeiziehen zu sehen, ohne helfen zu können. Vor der Unger-Kaserne halten indessen Offiziere auf eigene Faust Lastkraftwagen mit flüchtenden Soldaten an, lassen diese absteigen und dafür die am Wege wartenden Mütter mit Kindern aufsitzen und weiterfahren. So gelang manchen noch die rettende Flucht nach Westen.

Nachdem der Ring um die Stadt völlig geschlossen ist (am 26. Januar), treffen nur noch ein-

zelne Flüchtlinge oder kleinere Kampfgruppen ein, welche die Verteidigung verstärken. So glückt das einer Schwadron unter Führung eines Rittmeisters Graf F. und einem noch 250 Mann starken Jägerbataillon vom Jäger-Regiment 83 Brieg - aus dem Verband der 28. Jägerdivision unter einem Hauptmann H. und Oberleutnant E.

War diese regellose Flucht aller verantwortlichen Stellen aus der Stadt schon eine Katastrophe, so gilt das von den militärischen Vorbereitungen für die Verteidigung nicht weniger.

Gegen diese fragwürdige und verantwortungslose Verteidigung richtete sich vom 23. Januar an der feindliche Stoß. Von diesem Tage ab überstürzten sich die militärischen Ereignisse. Am Vormittag passierte der letzte "SF-Zug" fahrplanmäßig und pünktlich Elbing in Richtung Danzig. Noch in der Nacht erreichten die Russen nach zuverlässigen Meldungen die Bahnlinie Elbing - Königsberg. Das Schneetreiben und die eisige Kälte dauern an. Der Schienenweg nach Dirschau und Danzig ist noch frei, aber auch hier kann es sich nur noch um Stunden handeln. ...

Dann und wann verläßt ein über- und übervoller Zug Elbing. Trotz der horrenden Kälte hocken Tausende von Flüchtlingen auf dem Bahnhof auf offenen Güterwagen, Mütter mit den Säuglingen im Arm, alte Männer, Halbwüchsige, Kranke, Sieche, Erschöpfte, teilweise lange schon ohne warme Verpflegung, alle von der schwachen Hoffnung beseelt, doch noch unter selbstmörderischen Umständen nach Westen fahren zu können. Unzählige fallen erfroren während der Fahrt vom Zuge, weil sie sich nicht mehr aufrecht halten können. 12 kleine Kinder läßt man in Deutsch Eylau aus einem Flüchtlingszug aus, als Leichen. ...

Als ich befehlsgemäß die Zustände auf dem Bahnhof untersuchen soll, hocken die Menschen dumpf und verschüchtert auf den offenen Wagen. "Das ist doch Wahnsinn", schreie ich durch den Lärm einem Mann zu, der auf dem Wagen ein Kind wiegt, "ihr müßt doch alle erfrieren"! Der schreit zurück: "Fragen Sie lieber die Leute, die diesen Wahnsinn hier verschuldet haben, die Mörder und Lumpen!" "Mann, sagt der neben mir stehende Feldwebel, Sie schreien sich noch um ihren Hals."

Da tritt der andere auf uns zu und schreit mit einer sich überschlagenden Stimme: "Sie können dann ja mein Kind gleich mit aufhängen, die Verbrecher!" Es ist sinnlos, völlig sinnlos! Und immer wieder durchbricht diese brodelnde Volksstimmung das verzweifelte Weinen und Wimmern der Kinder, die jetzt gerade in der grimmigen Kälte am meisten leiden müssen.

Am Abend des 23. Januar durchfahren 7 russische Panzer, in der Dämmerung schwer auszumachen, in die Flüchtlingskolonnen geklemmt, unbemerkt die Panzergrabenübergangsstelle bei Grunauhöhe. In der Stadt schießen sie wüst mit Maschinengewehren und gelegentlich mit den Panzerkanonen, ohne aber Personenverluste zu verursachen. Sie rammen eine Anzahl von Flüchtlingsfahrzeugen. Zwei Panzer werden durch Panzerfäuste vernichtet, die restlichen 5 durchqueren die ganze Stadt, rasen die Ziesenstraße hinaus und bleiben dann für Tage am Bollwerk (nördlich der Mudrakaserne) stehen.

Es entsteht nunmehr eine Massenflucht, die verheerende Panik ist unabwendbar. Alles stürzt kopflos über die Elbingbrücke, auch als die Gefahr längst vorüber ist. Die einzige Straße nach Westen ist bald über und über mit Flüchtlingen bedeckt, die um jeden Preis vorwärtsdrängen. Keiner nimmt auf den anderen Rücksicht, jeder ist nur auf die eigene Rettung bedacht. Nur mit äußerster Gewaltanwendung können die notwendigen Truppentransporte sich ihren Weg bahnen. Die Verteidigung sichert sich inzwischen durch zahlreiche Panzervernichtungstrupps (deren einzige wirksame Waffe die Panzerfaust ist) und beugt so weiteren Panzerüberraschungen vor.

Nachts kommt der Rest eines über 6 km langen Flüchtlingstrecks aus dem Kreise Preußisch Holland, lediglich der Kreisleiter mit Familie sowie etwa 30 alten Männern, an, die fast alle bereits den Ersten Weltkrieg mitgemacht haben. Die übrigen Flüchtlinge, so berichten sie, seien beim Auftauchen der russischen Panzer in alle Winde zerstoßen, ein großer Teil sei an

Ort und Stelle getötet worden: Männer, Frauen, Kinder - ohne Unterschied! - Fieberhaft arbeitet man trotz fehlender Schanzgeräte daran, den inneren Verteidigungsbereich auszubauen - ein fast sinnloses Unternehmen, denn der Boden ist steinhart gefroren und kann nur wirksam mit Sprengpatronen aufgebrochen werden. Und die fehlen - wie vieles andere. - Dazu häufen sich bei dem starken Frost die Fälle von Erfrierungen, denn kaum einer besitzt schützende Winterkleidung.

Die ersten heftigen Angriffe der Russen erfolgen vom 25. Januar an im Südosten aus Richtung Preußisch-Holland. Sie können alle mit großer Mühe abgewehrt werden. Aber südlich des Drausensees gewinnt der Gegner über Rückfort hinaus ständig Boden. Dort gelingt ihm der Stoß auf Fichthorst und damit die Unterbrechung der Bahnlinie nach dem Westen. Die Verbindung wird auf der Straße nach Einlage an der Nogat für Stunden noch offen gehalten, aber aus den eingehenden Meldungen ersehe ich stündlich, wie der Russe zäh nach Norden zwischen Elbingfluß und Nogat hinaufdrängt. Eine Trift nach der anderen (Triften sind schneisenähnliche Wiesenwege) fällt ihm in die Hände.

Schließlich erreicht er mit Spähtrupps das Dorf Zeyer. Damit ist Elbing restlos eingeschlossen. Im Norden bei Tolkemit und Trunz herrscht nur zeitweilige Spähtrupptätigkeit. Immer noch flüchten Bauern aus den umliegenden Dörfern nach Elbing. Teilweise werden sie sogar von den Russen hineingeschickt.

Aus Trunz berichtet ein Flüchtling eidesstattlich von den Greueln, besonders der mongolischen Truppenteile. Er berichtet, daß die Frau des Lehrers H. und die Gemeindeschwester die im Ort befindliche Krankenstation für ausländische Arbeiter (die am Panzergraben gearbeitet hatten) versorgt hätten. Die beiden Frauen seien grausam mißhandelt worden und hätten schließlich Gift genommen, um weiteren Quälereien zu entgehen. Solche Berichte werden von nun an so zahlreich aufgenommen, daß wir uns unser vermutliches Schicksal und das der Zivilbevölkerung selbst an unsern Fingern abzählen können.

Am 26. Januar erfolgt ganz überraschend gegen Mittag von Norden her ein starker Panzerangriff in die Stadt hinein. Es sind vorwiegend amerikanische "Sherman", aber auch einige schwere Kolosse vom Typ "Stalin" (über 60 t schwer). 42 Panzer kostet den Gegner dieser Versuch, 2 davon vernichten Amputierte einer Genesungskompanie. ... Ein weiterer Panzerangriff folgt nicht, der Russe zieht vielmehr systematisch neue Verbände und schwere Waffen zur regelrechten Belagerung heran. Auf eigene Faust verlassen 3 kleinere Haff-Dampfer Elbing. Sie werden nur unbedeutend am Bollwerk beschossen und haben ohne weitere Gefährdung Danzig erreicht.

Die Zahl der geflohenen Zivilbevölkerung schätzen wir auf etwa 10.000 bis 12.000 Personen. Dafür sind wenigstens in der gleichen Anzahl Flüchtlinge aus der weiteren und näheren Umgebung in die Stadt geströmt.

Gas, Licht und Wasser gibt es vom 26. Januar an nicht mehr. Die Behörden sind verschwunden, kein Ladenbesitzer verkauft etwas. Die zurückbleibende Bevölkerung ist völlig sich selbst überlassen. So beginnt zuerst ein schüchternes, bald ein offenes Plündern (obwohl darauf die Todesstrafe steht). Die Spitzen der Partei haben sich längst in Sicherheit gebracht. Zurückgeblieben sind die gutgläubigen kleinen Parteigenossen, die z.B. in der Münchener Straße erst räumen, als die Russen die Häuser mit Granatwerfern beschießen. Sie glauben auch jetzt noch an den Endsieg - so nachhaltig hat eine verantwortungslose Propaganda gewirkt!

Auf meine Anfrage beim Kreisleiter am 24. Januar betreffs einer Evakuierung der Zivilbevölkerung erhalte ich den klassischen Bescheid, das sei Sache der Partei. Und die Partei werde in 4-6 Stunden eine vollständige Räumung durchführen, die Leute sollten alle ruhig mit ihrem Marschgepäck in ihren Wohnungen warten, bis aufgerufen würde! Das dies nie erfolgen konnte, war mir längst klar. So gab ich denn allen denen, die an mich mit Evakuierungsfragen he-

rantraten, den privaten Rat, sich schleunigst nach Westen "abzusetzen".

Es gibt keine Milch für Säuglinge und Kleinkinder. Kein ziviler Arzt praktizierte mehr. Da kommen die jammernden Mütter mit Kindern auf dem Arm in die Kasernen und betteln flehentlich um Milch für ihre Schützlinge. Das Herz hätte einem brechen mögen angesichts dieses Hundeelends. Eine geordnete Ausgabe aus dem reichlich gefüllten Ersatzverpflegungsmagazin hätte erfolgen können, aber es gab keine zivile Stelle, die sich dessen hätte annehmen können. Statt dessen wird dort geplündert und sinnlos getrunken.

Da wird ein Stabsarzt zu einer schwierigen Entbindung gerufen. Er ist ratlos, weil der Strom der Verwundeten und solcher Soldaten mit Frostwunden gar kein Ende nimmt. Da werden 2 herzkrankte Frauen hereingebracht, Mutter und Tochter bitten fast kniefällig, in der Kaserne bleiben zu dürfen. Zwischendurch immer neue Protokolle über russische Ausschreitungen gegen die wehrlose Zivilbevölkerung. Es ist die nackte Faust des Satans, die nach unserer Kehle greift. Immer wieder schrillt das Telefon. Von überallher greift der Gegner mit überlegenen Kräften an, stellenweise wird die vordere Linie zurückgenommen. Langsam aber sicher scheint sich unser Schicksal zu erfüllen.

Am 27. Januar dringt der Russe im plötzlichen Vorstoß auf der Haffstraße in die Stadt ein. Er überrumpelt die Mudrakaserne und setzt sich mit mehreren Panzern, Paks und etwa zwei Kompanien an der Brauerei Englischbrunnen (am Ziesepark) fest. Zwar gelingt am nächsten Tage wieder die Rückgewinnung der Kaserne, aber darüber hinaus sind die eigenen Kräfte zu schwach, um die Russen hier zu vertreiben. In der Flakstellung Lärchwalde verlange ich nach dem Batteriechef. Der dienstälteste Wachtmeister sagt wie abwesend: "Herr Hauptmann hat sich heute Nacht auf dem Gefechtsstand erschossen. ---"

Zwei Tage darauf versuchen die Russen bei Englischbrunnen nach Norden auszubreiten, werden aber bei diesem Vorhaben restlos aufgerieben. Doch auch die eigenen Verluste sind beängstigend im Ansteigen. Und sie können nicht ausgeglichen werden!

Aus Urlaubern, die in Elbing gesammelt wurden, werden Urlaubskompanien aufgestellt. Sie erweisen sich, da keiner den anderen kennt, als äußerst unzuverlässig. Nicht viel anders ist das Bild bei den Besatzungen, deren Torpedoboote bei Schichau auf der Werft liegen. Ihre Einheiten lösen sich förmlich auf. Teilweise beziehen Soldaten leerstehende oder sogar bewohnte Häuser und führen dort während der noch bestehenden kurzen Galgenfrist zum Teil ein wüstes Leben mit Frauen. ...

Vom 28. Januar an wird das feindliche Artilleriefeuer stundenweise außerordentlich heftig. Schwere Geschütze und wenigstens 4 der berühmten Salvengeschütze ("Stalinorgeln") sind in Tätigkeit. ... Mühsam hält die zusammengeschmolzene Schar der Verteidiger noch den äußeren Stadtkern. ... Immer wieder müssen die Stellungen zurückgenommen werden, denn feindliche Einbrüche können nicht im Gegenstoß bereinigt werden.

Das Elend der Zivilbevölkerung, das sich hauptsächlich in den Kellern abspielt, nimmt dramatische Formen an oder endet auch oft in stumpfer Lethargie. So hocken tagelang in der ... Volksschule 200 meist ältere Frauen und Männer stumpf und gleichgültig auf demselben Fleck, kaum daß sich einer zur Verrichtung seiner Notdurft vom Platze erhebt. Sie haben den Keller (später) nicht mehr verlassen!

Trotz der Einschließung der Stadt besteht zeitweise eine lose Verbindung zu Teilen der 7. Panzerdivision, die am Westufer der Nogat steht (ca. 6 km). Deshalb riskieren wir auch bei Nacht mehrmals einen Abtransport von über 1.000 gehfähigen Verwundeten, die nur von einem Maschinengewehrtrupp begleitet sind. Merkwürdigerweise glückt das.

Die Telefonverbindungen bestehen bis zum 3. Februar (und werden natürlich von den Russen abgehört) nach Danzig und anderen Orten. So erreicht uns denn auch auf diesem Wege jener irrsinnige Befehl eines Oberbefehlshabers der Gruppe Weichsel namens Himmler, daß Elbing als Brücke vom Westen zum Osten nach dem Befehl des "Führers" um jeden Preis gehalten

werden müsse. - Warum, so fragt man sich, da eine Front in Ostpreußen längst nicht mehr besteht?

Eigenartigerweise kämpfen sich gerade um den 30. Januar herum zwei russische Panzer vom Typ T 34 und T 43 nach Elbing durch. Sie waren die "Überlebenden" eines zwölf Panzer starken Verbandes, der von der großen Panzerwerkstatt Braunsberg aus Befehl hatte, Elbing zu erreichen.

In der Stadtmitte sind bis auf das Rathaus und die Hauptpost fast alle großen Gebäude ausgebrannt, während am Nordrand nennenswerte Schäden noch nicht zu verzeichnen sind. Der Flugplatz im Süden ist seit dem 27. Januar in feindlicher Hand. In der Folgezeit berennen starke Kräfte die Marienburger Vorstadt auf dem Westufer des Elbingflusses. Sie muß am 1. Februar aufgegeben werden. Langsam wird die Lage kritischer.

Am 5. Februar bilden die Kasernenmauern die vordere Linie, am 6. bezieht der Rest der Verteidiger eine Stellung im Stadttinnern. Die Kasernen müssen geräumt werden. So nehmen wir auch Abschied von zwei Massengräbern vor dem Eingang der Ungerkaserne mit 25 Toten, die ich dort am 31. Januar im russischen Artilleriefeuer beerdigt hatte. Nur die wenigsten waren namentlich zu ermitteln. Ein 16-jähriger Hitlerjunge namens Sch. war auch dabei. -

Vom 6. Februar an war eine Bestattung nicht mehr möglich. So wurden die Verluste nur noch zahlenmäßig gemeldet.

Die Verteidigungslinie verläuft nunmehr im Norden die Grünstraße entlang zum Jahnkrankenhaus. Unser Gefechtsstand ist das Gymnasium in der Königsberger Straße.

Am 6. Februar tobt für Stunden vormittags ein wahrer Feuerorkan über der Stadt. Das Jaulen, Heulen, Fauchen und Krachen der Geschosse aller Kaliber will kein Ende nehmen. Gegen 12.30 Uhr tritt plötzlich eine Feuerpause ein. Wir nehmen ... einen älteren Mann in Empfang, der ein weißes Tuch schwenkt. Er übergibt mir eine Aufforderung vom "Kommando der russischen Truppen um Elbing", uns zu ergeben. Der Kampfkommandant verzeichnet sein "Kenntnis genommen: Schöpffer" darauf, und der alte Mann geht wieder zum Feind zurück. Nachmittags setzt dann ... erneut das gegnerische Feuer aus allen Rohren ein. Die Verteidigung kann dem so gut wie gar nichts entgegensetzen. Wir müssen warten, warten. - Worauf denn eigentlich?

Um 16 Uhr kommt die Meldung, daß der Russe sich der Schichauwerft bemächtigt und die dort stehende Polizei über den Haffuferbahnhof auf die Ziesestraße zurückgedrängt hat. Vom Gymnasium bis zur Werft sind es 600 m. Überhaupt kann der gesamte Verteidigungsring höchstens einen Durchmesser von 1.200 m an der breitesten Stelle haben.

Zusammen mit den bereits genannten Männern vom Volkssturm Preußisch-Holland soll ich die Polizei entlasten.

Beim Angriff auf die kleine Kapelle ... werde ich verwundet. ... Im Gymnasium werde ich verbunden. Ein Bombentreffer hat den Nordgiebel völlig abgerissen. Trotzdem herrscht im Keller ein wüstes Gewimmel von Soldaten, Verwundeten, Kranken, Zivilpersonen, darunter viele Frauen und Kinder. Jeder glaubt sich hier wie auf einer rettenden Insel und verläßt nur im äußersten Notfall einmal den Keller. Beim Kommandeur sitzt eine junge Mutter mit zwei 6- oder 7-jährigen Mädchen, die bei jedem Granatwerfereinschlag zusammenzucken und laut weinen. Mit Schokolade werden sie beruhigt.

Nachts in einer Feuerpause - es ist ein irrsinniges Geschieße mit Maschinengewehren und Maschinenpistolen in den Straßen, nur die schweren Waffen schweigen - fahren wir auf einem Pferdefuhrwerk zum Lazarett. Das ist die "Heinrich von Flauen Schule".

Nun deckt der Russe 2 Tage lang die todwunde Stadt mit einem wahren Trommelfeuer zu. Kein Sanitäter wagt sich zum Verwundetentransport nach draußen. ... In den Kellern, die zuletzt über 2.000 Verwundete beherbergen, herrscht unsägliches Elend. Da liegen die armen, hilflosen Verwundeten, einer neben dem anderen, so dicht, daß man sich beim Vorwärtsgehen

kaum bewegen kann - ohne Versorgung und fast ohne Verpflegung. Es gibt mal eine Suppe oder etwas Tee. Die Luft ist erfüllt mit allen widerlichen Gerüchen. ... Zwischen den Verwundeten hocken oder liegen Zivilpersonen, Frauen, Männer, Kinder, Greise, Säuglinge. Und das wimmert, jammert, flucht, betet und stöhnt - es ist eine schaurige Musik des Krieges, die hier zu hören ist.

Im einzigen Behandlungszimmer sind seit Tagen 4 Ärzte ununterbrochen beschäftigt, die Verwundeten und Kranken, die laufend durchgehen, zu verbinden. ... Woher nehmen sie nur die physische Kraft, hier ihre vielleicht sinnlose Arbeit zu tun? An den Gesichtern sieht man, daß sie nur noch ein Schatten ihrer selbst sind. Im Stehen werden die meisten "Fälle" erledigt. Es riecht nach Äther zum Erbrechen, aber sicher wie immer handhaben die Hände das Messer, wenn hier oder dort ein Schußbruch zu operieren ist. "Der Nächste". So verrinnt Stunde um Stunde, und draußen mäht erbarmungslos der Tod. Dieses Bild der wimmernden und klagenden Menschen, ihre verzweifelten Gesichter - nie wird man es vergessen können. Und trotzdem wähnen sich alle irgendwie im Schutze des Lazaretts wie auf einer Insel, um die eine Sturmflut herumbrandet.

Nach 2 Tagen konnte ich alles nicht mehr ansehen und verließ nachts, trotzdem die "Stalinorgeln" heftig am Werk waren, wieder das Lazarett, um zum Gymnasium zurückzueilen. Da das Schlüsselbein zerschmettert war, ließ ich mir die rechte Hand fest an den Oberkörper binden. Da tauchte im Dunkel ein weißes Etwas vor mir auf, laut hörte ich es "Mutti! Mutti" rufen. Da stand ein weinendes kleines Mädchen von höchstens 10 Jahren, und dabei ein Krachen um uns her, daß man stets auf dem Sprung in die Deckung sein mußte. Aber immer wieder rief das kleine Ding ihr klagendes "Mutti, wo bist Du?" Vielleicht war die Mutter längst tot - und so nahm ich das Mädchen mit zum Gefechtsstand. Sollte das noch Krieg sein? Nein, es war dies ein Stück Hölle auf Erden.

Im Gymnasium gab der Kommandeur gerade seine Befehle zum Ausbruchversuch am nächsten Morgen. Da stand der Hauptmann, der an sich auf Krücken hätte gehen müssen, denn mit dem Stock allein schaffte er nur ein paar 100 Meter. Und er sagte ganz leise zu mir: "Es ist gut, daß Sie kommen, morgen wird das Lazarett wahrscheinlich an die Russen übergeben." Als er mein entsetztes Gesicht sah, fügte er hinzu: "Wir sind am Ende."

Nachts ging es quer durch Hinterhöfe und Gärten, ein Mann hinter dem anderen, Verwundete in der Mitte, vorsichtig bis in die Nähe der Brauerei Englischbrunnen, wo die Pioniere mit Hilfe eines Lastkahnes eine Fähre gebaut hatten.

Morgens um 5 Uhr - am 10. Februar - befanden sich auf dem Westufer des Elbingflusses rund 2.000 Mann. Diese griffen ... eine westlich liegende 800 m entfernte Siedlung an, in der Annahme, dort seien Russen. In Wirklichkeit befanden sich dort Soldaten der 7. deutschen Panzerdivision, die beim Hurra-Gebrüll der Stürmenden glaubten, es handele sich um Russen. So wurde in Verkennung der Lage dieser völlig unnötige Angriff von eigener Artillerie zusammengeschossen. ... Den Soldaten drängten in Massen Zivilpersonen nach.

Inzwischen hatten die Russen den Ausbruchversuch entdeckt - und nun traf das zusammengefaßte feindliche Feuer gerade den nachfolgenden wehrlosen Haufen. So hielt der Tod hier noch eine vielfältige Ernte unter denen, die bereits die ersehnte Freiheit zu besitzen glaubten.

Als ich gegen 10 Uhr im Graben kriechend (floh), ... lagen dort reihenweise die Toten. An einem kleinen Mädchen kam ich vorbei. Es lag dort still da, mit leicht geöffnetem Mund, fast lächelnd - daneben die Puppe, die dem Arm entglitten war.

2.400 Verwundete im Lazarett "Heinrich von Plauenschule" fielen in russische Hand. Die meisten - das darf als sicher gelten - sind eines jämmerlichen Todes gestorben. Fürchterlich war das Schicksal der in der Stadt verbliebenen Zivilpersonen.<<

## **Fluchtereignisse, Zusammentreffen mit den sowjetischen Truppen, Fortsetzung der Flucht nach einem deutschen Gegenstoß**

Erlebnisbericht des Bauern Berthold Schönfeld aus Buchheim bei Lindenwald, Kreis Wirsitz in Westpreußen (x001/176-178): >>Am 21. Januar etwa 1 Uhr früh wurde die Räumung durch die Partei angeordnet. Entsprechend dieser Parteianordnung packten die Ortseinwohner das Notwendigste auf ihre Fuhrwerke und versammelten sich ab 5 Uhr früh in Lindenwald, dem Sitz und Mittelpunkt der Ortsgruppe. Nachdem die Anwesenheit aller deutschen Bewohner festgestellt worden war, wurde die Wagengruppe der Buchheimer Gemeinde in den großen Treck der Ortsgruppe eingereiht und über Gr. Tonin, Schönweiher, Jastremken in Richtung Vandsburg in Marsch gesetzt. Treckführer war der Kaufmann und Mühlenbesitzer Erich K. aus Lindenwald.

Alle für den Volkssturm vorgesehenen Männer, damit auch ich, mußten zurückbleiben und hatten zunächst die Aufgabe, für Ordnung in den verlassenen Ortschaften und die Fütterung des zurückgebliebenen Viehs zu sorgen. Wir waren sehr überrascht, als um 10 Uhr abends dieses Tages der größte Teil unserer Treckfuhrwerke wieder nach Hause zurückkehrte. Sie hatten um die Mittagszeit Vandsburg erreicht und wollten weisungsgemäß von dort aus nach Flatow weiterfahren.

Diese Absicht konnte aber nicht verwirklicht werden, da die Chaussee nach Flatow vollkommen durch andere Trecks verstopft war. Auch die Bemühungen von Wehrmattsangehörigen, diesen Zustand zu ordnen und unseren Treck einzureihen, blieben so aussichtslos, daß der führende Offizier, ein Major, wegen der herrschenden Kälte (es waren schon 15 Kleinkinder von anderen Trecks erfroren) und der fehlenden Unterkünfte für unseren und die Treckzüge anderer Gemeinden sofortige Umkehr in die Heimat empfahl.

Dies wurde von den meisten Treckleuten für richtig gehalten und befolgt. Alle Bemühungen, mit dem Kreisleiter in Wirsitz über unsere Lage und weiteres Verhalten in telefonische Verbindung zu kommen, scheiterten, da zunächst in Nakel, später auch in Immenheim (Mrot-schen) die Fernsprechzentralen unbesetzt waren. Daraufhin fuhr ich zusammen mit Treckführer K. nach Jastremken, Kreis Zempelburg, rief den Zempelburger Kreisleiter Bütow an und erkundigte mich nach Möglichkeiten, mit unserem Treck in westlicher oder nordwestlicher Richtung sein Kreisgebiet zu durchqueren. Er gab eine gleiche Beurteilung der Verhältnisse wie tags zuvor der Major und riet zum Abwarten. Auch bei den Gesprächen an den folgenden beiden Tagen beruhigte er uns unter Hinweis auf "eine wahrscheinlich kommende Stabilisierung der militärischen Lage durch Einsatz neuer Truppen".

Da in der Frühe des 24. Januar plötzlich aus südlicher Richtung (nach unserer Schätzung in der Gegend von Slupowo, Moritzfelde oder Bachwitz, Kreis Bromberg) starker Gefechtslärm zu hören war, wurden sofort alle deutschen Familien zum Abmarsch aufgefordert. Dieses Mal fuhren wir ab Lindenwald über Kl. Tonin, Rogalin und Kl. Wöllwitz in Richtung Zempelburg, das nach vielen Stockungen nachts durchfahren wurde. Als erste Station war ursprünglich der Ort Ziskau, Kreis Zempelburg, vorgesehen. Da Ziskau aber keine Möglichkeit zur Unterkunft mehr bot, waren unsere zuerst abgefahrenen Familien weitergeleitet worden und teilweise in Alt-Battrow und Linde untergebracht. Wegen starken Schneefalls und erneut verstopfter Chaussee durch liegende Trecks beschlossen wir, unseren Pferden nach den ungewöhnlichen Strapazen etwas Ruhe zu gönnen.

Ganz unerwartet erfolgte dann am 28. Januar 1945 nachmittags der Vormarsch einer russischen Panzerdivision auf der Chaussee aus Richtung Zempelburg. Der Feind konnte aber nur bis wenige Kilometer hinter Pr. Friedland vordringen, da ihn dann der deutsche Widerstand aufhielt. Für uns Geflüchtete kamen nun furchtbare Stunden und Tage. Daß wir unsere Pferde und damit auch die sonst noch mitgeführte Habe und Sachen von Wert verloren, brauche ich nicht besonders zu erwähnen, das ist ja tausendfältig immer das gleiche gewesen! Jeder be-

hielt praktisch nur das, was er selbst tragen konnte.

Von den Russen wurden wir immer wieder zur Rückkehr in die Heimat aufgefordert. Ob jemand und wer dieser Aufforderung Folge leistete, wer zu Schaden kam oder getötet wurde, war in dem Wirrwarr und durch die Unterbringung in verschiedenen Ortschaften nicht möglich zu erfahren. Ich weiß bis heute noch nichts absolut Sicheres. Nur weiß ich, daß die alte Frau Pauline L., die ich zusammen mit ihrer Tochter Paula auf meinem Wagen bis Linde mitgenommen hatte, die Aufregungen jener Tage nicht überstand und gestorben ist. Sie ist in Linde beerdigt worden.

Dann setzte der Gegenstoß der deutschen Truppen ein, der die Russen zurückdrängte. Dadurch wurde Linde befreit (am 7. Februar 1945). Hier waren außer meiner Mutter, meiner Schwester und mir aus Buchheim nur die Familien K. und M. (K. = 9 Personen, M. = 5 Personen) untergebracht. Die anderen Buchheimer Familien, die sich in Alt Battrow befanden, blieben unter den Russen, da dieser Ort von der deutschen Wehrmacht nicht mehr freigekämpft werden konnte. Mit der Familie K. und M. zusammen flüchteten wir dann mit dem letzten verbliebenen Handgepäck teils zu Fuß, teils mit der Bahn bis Schivelbein in Pommern.<<<

### **Flucht nach Pommern, Rückkehr nach Danzig und Seetransport nach Dänemark**

Erlebnisbericht des Landwirts Johannes W. aus Altfelde, Kreis Marienburg in Westpreußen (x001/272-273): >>>Als am Abend des 23. Januar 1945 russische Panzer in Elbing eingedrungen waren, entschlossen wir Altfelder uns, ebenso auch die Nachbargemeinden, unsere Heimat zu verlassen; einen offiziellen Räumungsbefehl hatten wir noch nicht, und in der Nacht vom 23. zum 24. Januar verließen die Treckwagen Altfelde, denen sich noch viele fremde Flüchtlingswagen, die in Altfelde Quartier gemacht hatten, anschlossen.

Erst am 24. mittags passierte unser Treck die Nogatbrücke in Marienburg, da die Straßen vollständig verstopft waren und das Tempo ungemein behinderten, außerdem der zurückflutenden Wehrmacht das Vorfahrtsrecht eingeräumt werden mußte.

Wie der Treck an der Kreisleitung Marienburg vorbeifuhr, war diese immer noch der Meinung, daß wir zu früh losgefahren seien. Was hatte es uns genützt, daß monatelang vorher alles bis ins Kleinste ausgearbeitet worden war, der Abtransport der Viehbestände und Herdbuchherden, die Marschwege, Quartiere festgelegt usw., und nicht ein Stück Vieh aus dem ganzen Kreise Marienburg ist herausgekommen, ganz abgesehen von den Tausenden von Zentnern Getreide, die dort geblieben und den Russen verfielen. In der Zuckerfabrik lagerten noch ca. 40.000 Zentner Zucker.

Volkssturmänner, verschiedene ältere Leute, die keine Lust verspürten, sich auf die vereisten Straßen zu begeben, und sich nicht entschließen konnten, die Heimat zu verlassen, blieben zurück. Auch ich blieb mit meinem Melkermeister im Hof, um den Viehbestand notdürftig zu füttern und nach dem Rechten zu sehen.

Eine Panzerabwehrkompanie, ca. 140 Mann stark, hatte sich schon zwei Tage, von Osten kommend, in Altfelde einquartiert, und als am Mittag des 24. Januar von Posilge, aus Richtung Christburg kommend, vier russische Panzer gemeldet wurden, übernahm diese Truppe die Verteidigung an der Chaussee Notzendorf - Posilge. Das Gefecht begann ungefähr um 3 Uhr nachmittags, in dessen Verlauf auch die gemeldeten Panzer abgeschossen wurden.

Um diese Zeit verließen mein Melker und ich die heimatliche Scholle zu Fuß querfeldein in Richtung Jonasdorf - Schadwalde, um über die Nogat zu kommen. ... Nachdem wir in Schadwalde etwas gegessen, gingen mein Melker und ich Richtung Kalthof - Dirschau, um unseren Treck einzuholen, den wir auch in Sobbowitz trafen. Herr Hauptmann Jacob mit seinen Kameraden schloß sich uns an bis Kalthof, wo ihr Troß lag. Als wir in der Nähe von Kaminke waren, wurde der Flugplatz Königsdorf gesprengt.

Der ganze Treck der Gemeinde Altfelde war auseinandergerissen, aber jeder kannte ja das Ziel, Kreis Karthaus. In Neusitz wurden wir von einem Schneesturm, der zwei Tage anhielt, überrascht und mußten dort vier Tage bleiben, bis die Straßen wieder befahrbar waren. Dann fuhren wir bis Kamehlen, rasteten wieder einige Tage und kamen dann in unser vorgesehenes Quartier nach Schmellen.

Hier lagen wir untätig bis Ende Februar, als der Weitermarsch nach dem Westen hinter die Oder befohlen wurde. Die Trecks zogen weiter Richtung Lauenburg - Stolp und liefen dem Russen, der inzwischen über Schlawe bis zur Ostsee durchgestoßen war, direkt in die Arme. Wenn der Weiterzug nur acht Tage früher befohlen wäre, hätten die meisten ihre Fahrzeuge, Pferde und den nötigsten Hausrat hinübergerettet. So ging noch das Letzte verloren, und die Russen machten reiche Beute.

Arbeitsfähige Männer, die noch beim Treck waren, und viele junge Frauen und Mädchen verschleppten die Russen, u.a. Landwirt Winter, Otto Sch., Martha W., Lotte und Anna H. aus Altfelde. Alles andere wurde zu Fuß in die Heimat zurückgeschickt, da Pferde und Wagen von den Russen beschlagnahmt wurden. -

Mittlerweile hatten die Russen den Ring um Danzig geschlossen, und uns blieb nur der Weg nach Danzig offen, das wir dann auch auf Umwegen über Neustadt erreichten, weil Karthaus schon am 9. März von den Russen besetzt war.

Von Danzig konnten wir am 18. März mit Dampfer "Westpreußen" mit noch ca. 5.000 anderen Flüchtlingen nach Dänemark fahren. Hier wurden wir nach der Kapitulation interniert und kamen Ende Januar 1947 mit einem Flüchtlingstransport nach Ristissen in die französische Zone.<<

### **Flucht im Januar 1945, Überrollung des Trecks durch sowjetische Truppen im Kreis Karthaus und Rückkehr von März bis Mai 1945**

Erlebnisbericht der Bäuerin L. T. aus dem Kreis Dirschau in Westpreußen (x001/335-342, x002/194): >>24. Januar 1945. Dampfend von der Wärme des Stalles werden unsere Pferde vor unseren schon am Abend vorher vollgepackten Flüchtlingswagen gespannt. (Es ist) ein langgemachter Leiterwagen mit einem schützenden Verdeck. Noch schnell die Pökeltonne mit dem 4-Zentnerschwein heraufgeschafft, das noch am Abend vorher geschlachtet wurde. Kaum können es die dick verummten Kinder erwarten, auf den Wagen gehoben zu werden; denn sie denken, es geht auf eine Spazierfahrt. Wie blühend und gesund sie aussehen, sind sie doch noch nie jemals im Leben krank gewesen! Alle drei blond, blauäugig und rotbäckig, der gerade 8 Jahre alt gewordene Gerhard, der bald 7jährige Heini und die rundliche 3jährige Gretchen.

Mir ist das Herz so schwer, als ich den Wagen besteige, und zumute, als steige ich in mein eigenes Grab. "Du wirst kein eigenes, selbstgebackenes Brot mehr in deinem Leben essen", durchzuckt mich ein Gedanke, als der Wagen durchs Hoftor rollt. -

Schwer fällt mir der Abschied von unserer zweiten Heimat, unsrer Pachtung in Rokitten, Kreis Dirschau/Westpreußen, wohin mein Mann seit 1940 aus Ostpreußen als Wirtschaftsberater für die Volksdeutschen aus Bessarabien und dem Warschau-Gebiet von der Landesbauernschaft Danzig-Westpreußen dienstverpflichtet ist. Deshalb darf mein Mann uns jetzt auch nicht begleiten, erst wenn Rokitten von der Wehrmacht geräumt wird, darf er fort. So haben wir jetzt den "guten" Valerie, den Zivilrussen bzw. "Ostarbeiter" als Kutscher, der leider jedoch gelernter Chauffeur ist und keinen "Pferdeverstand" hat. Deshalb lenkt mein Mann unser schwankendes Gefährt mit den übermütigen Pferden mit sicherer Hand durch die hohen Schneewälle des Landweges bis auf die Hauptchaussee, um dann Abschied von uns zu nehmen.

Schritt für Schritt fahren wir nun im langen, endlosen Flüchtlingzug gen Westen. Dumpfer

Kanonendonner grollt schon seit gestern von Marienburg. "Gleich wird der Russe die Zange um Pommern schließen", berichtete uns heute nacht ein Stabsoffizier. "Nur schnell durch bis Mecklenburg", nehme ich mir vor, - wenn die Straße nur nicht so verstopft wäre, oft müssen die Flüchtlingswagen stundenlang halten, um Wehrmachtsfahrzeuge durchfluten zu lassen, so daß wir am Abend nur ganze 6 km gefahren sind.

Es ist doch keine Vergnügungsfahrt, merken die Kinder, als wir abends in einer mit Flüchtlingen (überfüllten) Stube auf dem Fußboden schlafen.

So fahren wir fünf Tage durch. Schneesturm mit über 20° Frost setzt ein. Unvergeßlich ist mir die Nacht, als wir wohl gegen 2 Uhr morgens vor Berent stehen. Die Straße ist wieder total verstopft. Valerie, unsere Perle, steigt wieder vom Wagen, trinkt Schnaps mit den Ostarbeitern der anderen Flüchtlingswagen. Die Kinder (sind) durchgefroren und unglücklich, obgleich sie tief in Betten verpackt sind, aber der Schnee dringt durch alle Ritzen. Die Pferde sehen schon ganz zottig und schubbrig aus, obgleich wir genug Hafer (mitgenommen) haben. Dann läßt man uns nicht mehr weiter nach Westen fahren, weil die Russen wohl schon die Zange um Pommern geschlossen haben.

In der Nacht zum 7. März müssen wir überstürzt unsere Quartiere verlassen und flüchten, weil in der Nähe schon Granaten einschlagen. Unser guter Valerie ist nur mit Mühe und Not von mir zu überreden, den Wagen zu fahren, und widerwillig und noch nachlässiger als sonst versieht er seinen Posten. In wilder Flucht geht es nun über bergige, vereiste Waldwege in Richtung Gotenhafen, denn die Hauptstraßen hat der Russe schon alle. ... Da droht der Russe, uns in einer kleineren Stadt zu umzingeln. ... Unser Fuhrwerk wird so eingeklemmt, daß wir nicht mehr weiter können.

Ich ... packe nur die Betten und etwas Lebensmittel auf einen Wehrmachts-LKW und fahre mit den Kindern davon. Wir fahren stundenlang nur durch Wälder und wüste Gegenden, immer in der Nähe der Front. Unser Fahrer und auch die Fahrer der anderen LKW sind Russen, die auf deutscher Seite kämpfen. Vor einer Lichtung halten plötzlich alle Autos. Die Fahrer springen von ihren Sitzen und lassen ausgiebig ihre Schnapsflaschen kreisen. Ich habe das Gefühl, jetzt wird es brenzlig, sie trinken sich Mut an. Und richtig, kaum springt unser Wagen an, schießt sich die feindliche Artillerie gerade auf uns ein. Soldaten fallen. Pferde wälzen sich in ihrem Blut. Das Dach unseres Autos hat ein großes Loch. Im Nu ist die Straße verstopft und das feindliche Feuer konzentriert sich noch mehr auf uns.

Geistesgegenwärtig biegt unser Fahrer auf das freie Feld aus, ... doch die warme Märzsonne hat den Boden schon aufgetaut, das Auto bleibt stecken. "Raus, die Weiber, schieben", brüllt er. ... Wir kommen vorwärts, in sausender Fahrt jagt das Auto davon. Ich klammere mich an einer Klappe fest und lasse mich mitschleifen, um meine Kinder nicht zu verlieren. In Dekkung des Waldes warten wir dann auf die anderen Frauen.

Doch nun kommen wir nicht mehr weiter, der Kühler hat einen Granatsplitter abbekommen. Alle Autos fluten vorbei, wir bleiben stehen. ... Wir sitzen nun gottergeben die ganze Nacht im Auto bei heftigstem Schneesturm und Geschützdonner. Im fahlen Morgengrauen wird alles ruhig und still. Ein verirrter LKW-Fahrer erbarmt sich unser und nimmt uns ins Schlepptau. Es geht nur im Schnecken tempo vorwärts, da - von neuem ganz in der Nähe Beschuß, meine drei Kinder haben sich eng an mich gedrückt. Sie haben alle weiße, verzerrte Gesichter. Ich bete immer, daß wir alle auf einmal tot wären, wenn wir sterben müssen. Uns gegenüber hat sich ein Flak-Soldat eingefunden, der sich immerfort mit einer jungen Frau küßt.

"Russische Panzer von vorn gemeldet", schreit der Leutnant uns von vorn zu. "Kleines Handgepäck bereitlegen, wenn ich rufe, können alle den Wagen verlassen". Mit zitternden Händen packe ich etwas Brot, Speck ... und Verbandstoff ein und gebe dem Ältesten eine warme Decke. ...

Plötzlich (hören wir) ein Krachen und Donnern, vom Auto vor uns loht eine Stichflamme

hoch. "Raus!" Wir springen wie die Irren vom Lastkraftwagen runter, laufen, was wir können, von der Straße fort in den dichten Wald. – In der Nähe brennt ein Dorf, in dem geschossen wird; auch die Bewohner des Dorfes fliehen in den Wald. Ich werfe mich mit den Kindern auf den Waldboden.

Da sehen wir schon hinter den Bäumen die braunen Uniformen mit den ekligen Pelzmützen. (Rotarmisten, die) wie die Katzen angeschlichen kommen. "Jetzt werden sie uns erschießen", denke ich. Da heben alle Deutschen die Hände, zum Zeichen, daß sie sich ergeben. ... "Der Chitler ... und die Chitler!", geht das Denunzieren der Polacken los, und die Betroffenen werden sofort festgenommen. "Ihr jetzt Russkis", dolmetscht uns ein Russe. Sofort übernimmt uns ein russisches Flintenweib: "Alle mit!" Wir müssen durch einen reißenden Bach waten, dessen Wasser den Kindern bis zu den Hüften reichen würde. Alle über sechs Jahre müssen allein durch. "Is gutt für Gesundheit", befiehlt die Russin.

Ich benutze das Durcheinander, um meine drei Kinder über den Bach zu tragen, und verliere dadurch den Anschluß. Wir irren dann allein im tollsten Maschinengewehrfeuer herum. Die Erde spritzt uns nur so um die Ohren, aber wir gehen nicht in Deckung. Wir haben keine Angst und sind ganz abgestumpft, als ob uns das alles nichts angeht.

Da endlich ein entlegenes Haus eines Dorfes, um das sich unglückliche Leidensgenossen scharen. Ich bitte um etwas warmen Kaffee, aber die Polin läßt uns die Küche nicht betreten. "Da, soviel zu trinken", und zeigt auf den Schnee, denn ein Brunnen ist nirgends zu finden. ... Bald geht das Plündern los. Ein feister russischer Zivilist zieht mir den Trauring ab und befiehlt mir, bis zum Abend in einem zugewiesenen Raum zu bleiben. Als er sich entfernt, benutze ich die Gelegenheit, um auszureißen. (Wir laufen) wieder in den Wald. Bloß fort. ...

Als es anfängt, dunkel zu werden, finden wir auf einer Anhöhe, ganz einsam liegend, ein halbzerschossenes Haus. "Kommt her! Trinken, warmen Kaffee für eure Kinder", ruft uns ein Polin überaus freundlich entgegen. Das Haus ist schon angefüllt mit Flüchtlingen und immer mehr strömen herbei. Es gibt tatsächlich warmen Kaffee!

"Gibt es doch noch edle Menschen?", denke ich, und es kommt mir nicht geheuer vor. Als wir dann noch eine Kleinigkeit von unserem bißchen Brot "von zu Hause" gegessen haben und es ganz dunkel geworden ist, eröffnet uns das Weib: "So, Kinder, jetzt kommen russische Soldaten und Offiziere schlafen."

Und bald ist das Haus voller Russen, die ausgehungert wie die Wölfe sind. Ich verlasse sofort die große Stube, wo die meisten Menschen zusammengepfercht sind, und lege die Kinder neben den Herd in der Küche auf den Fußboden zum Schlafen hin. Sofort drückt mir die Polin eine Bratpfanne in die Hand. "Du für Offizier Abendbrot machen". ... Der Offizier ist ungehalten, daß ich nichts esse. Um ihn nicht zu sehr zu erzürnen, trinke ich etwas vom schwarzen Tee "mit Zucker". Auf seinen Befehl muß ich auch meinen Kindern etwas von diesem lukullischen Mahl anbieten, aber die sind aus ihrem tiefen Schlaf nicht wach zu kriegen. Dieser Russe ist jedenfalls ein anständiger Mensch.

... Als die Russen satt sind, kommt der Schnaps heran, und man merkt, wie sie systematisch gegen uns aufgehetzt sind: ... Sie zeigen nämlich Bilder herum, wie (angeblich) deutsche Soldaten in Rußland russische Frauen und Mädchen auf viehische Art ermordet haben.

Und was nun folgt, ist nicht mit Worten zu beschreiben. Wäre ich ein Komponist, würde ich diese Nacht als "Symphonie des Grauens" schildern. - Die elende Petroleumlampe ist erloschen, alles spielt sich im Dunkeln ab.

Draußen, nicht weit fort, tobt die Front. Plötzlich (hört man) ein Brüllen und Schreien, Bitten und Beschwören. ... (Es ist) ein halb irrsinniger Schrei in grauenhafter Angst: "Hilfe, Hilfe, Flüchtlinge!" - Dann scheint mir mein Blut in den Adern zu erstarren vor Angst, als ich nebenbei in der großen Stube den Verzweiflungsschrei einer Mutter höre: "Quält uns die Kinder nicht," - dann ein Brüllen und Schreien, Herausschleifen aus dem Haus, draußen ein schrilles

Quieken und stoßweises Wimmern. - Was ist los? –

Ich will ins Freie. - Die Russen, die mit uns in der Küche sind, lassen es nicht zu. Sollte es denn tatsächlich der Fall sein, daß die Russen uns die Kinder fortnehmen, wie es die Zeitungen in der letzten Zeit immer schrieben, - und sie uns die Kinder womöglich quälen, oder quälen sie ein Kind, weil sich eine Mutter nicht vergewaltigen läßt? –

Da - "Jetzt kommen wir mit unsern Kindern dran", flüstert die Stimme eines jungen Weibes neben mir, auch in höchster Erregung.

"Unser Leben hat sowieso keinen Zweck mehr", durchzuckt mich ein Gedanke, "Darf ich meine Kinder bei mir behalten, bringe ich sie doch nicht durch die Hungersnot und, wenn ja, werden beide Jungen später auch in solch braunen Uniformen stecken, und das liebe kleine Mädchel wird früh eine Prostituierte sein, da hilft nur eins: Sterben."

Doch in dieser Symphonie des Grauens müßte immer wieder ein Motiv wiederkehren, das einen beruhigenden, tröstenden Einfluß hätte wie z.B. das herrliche Motiv des Pilgerchors in der Ouvertüre von "Tannhäuser", das die Stimmen der Unterwelt übertönt, und mein Motiv müßte bedeuten: "Gottes große Güte ist viel größer als das Grauen, ist größer, als du armer, elender Mensch es je begreifst." –

"Doktor", brüllt jemand, "zum Verbinden", und der Lauf eines Gewehres ist auf mich gerichtet. "Was Deine Mann?", dolmetscht ein Pole, und einem Mißverständnis verdanke ich mein Leben, denn meine Antwort Kreisbauernschaft wiederholt er mit: "Er arbeitet beim Bauern?"

"Ja, beim Bauern", sage ich. "Dann bleibst leben." ...

(Wir) irren durch zerschossene Dörfer. In fast jedem bewohnbaren Haus sind bereits Polen. Mein Kopf ist ganz wirr und das Tragen des fast 4jährigen Gretchens fällt mir sehr schwer. Gerhard und Heini sind sehr tapfer. Beim Betteln haben wir wenig Glück. ... Wir vier bekommen Durchfall und werden infolge der unregelmäßigen Ernährung und der Strapazen ganz müde und elend. Mittags, wenn wir uns im Straßengraben ausruhen, sind die Kinder gar nicht mehr weiterzubekommen. ... Wenn wir zerschlagen und elend in irgendeiner Scheune aufwachen, ist den Kindern so schwindlig, daß sie beim Aufstehen immer taumeln. Bald sind sie total verlaust: Kopf- und Kleiderläuse.

Immer nach Osten wandern wir zurück, Flüchtlinge in großen Mengen, Ostpreußen, die "nach Hause" gehen, denn nach Westen läßt uns der Russe nicht durch. Wir wandern auf der Autobahn nach Dirschau und gehen den ganzen Tag im Regen. Wir sind total durchnäßt, haben nichts Warmes im Magen. Es dunkelt, aber kein Haus ist in Sicht. Da stoßen wir auf einen großen Flüchtlingshaufen, der sich entschließt, die Nacht im dichten Wald zu verbringen.

Endlich hört der Regen auf. Tannenzweige brechen wir ab und legen unsere einzige Decke herauf. Auf die Decke dicht aneinander lege ich die Kinder mit dem schweren, guten Mantel meines Mannes bedeckt, den ich zum Glück mitgenommen hatte, und lege mich voller Angst neben sie. Werden sie auch diese Strapaze überstehen? Klarer Sternenhimmel, Frost, in der Ferne (hört man) das Grollen der Front, nicht weit entfernt Hundegebell. Werden uns die Russen mit ihren Spürhunden finden? Alle Flüchtlinge verhalten sich ganz ruhig, nur das Schreien und Wimmern der Säuglinge, die ohne Milch ja dem Tod geweiht sind, schneidet einem ins Herz. Ich friere schauerhaft ohne Mantel, weiß mir aber zu helfen und erwärme mich immer dadurch, daß ich in gewissen Abständen Kniebeugen mache. –

Doch auch diese Nacht hat Gott uns geholfen, zu überstehen. Nur war es am Morgen sehr schwierig, den Kindern die total gefrorenen Schuhe anzuziehen. ...

Furchtbar ist dieser Leidensweg "nach Hause" besonders für die alten Leute. So ist mir ... besonders eine alte, einfache Frau aus Schönwalde ... in Erinnerung, die sich mit Macht an uns zu klammern sucht. Wenn wir abends in einem Elendsquartier ankommen, suche ich in Kellern oder Mieten Kartoffeln und koche sie für uns alle ab. Ruhen wir uns am Tag öfter am Weg aus, läuft das arme alte Weib mit ängstlichen, trippelnden Schritten schon weiter, um ja

mit uns mitzukommen. Verlaust und verkommen ist sie genau so wie wir. Nach ein paar Tagen zwingt sie sich nicht mehr weiter. Sie ist nicht dazu zu bewegen, bis zum nächsten Dorf, das nicht weit entfernt ist, mitzukommen. ... Sie bleibt unter einem Strauch an der Straße liegen.

Bald merke ich, daß es gefährlich ist, im großen Flüchtlingszug zu gehen; denn alle Frauen, die zur Arbeit tauglich scheinen, werden von den Russen auf der Straße aussortiert, verschleppt, und deren Kinder bleiben allein zurück. Eines Abends treffe ich in einem Elendsquartier ein dickes, ordinäres Weib aus dem Kreis Heiligenbeil, die ... 3 Jungen aufgelesen hat, deren Mutter verschleppt wurde. Diese Jungen müssen am Tag bei den Russen um Brot betteln. ...

Ich ... gehe mit den Kindern allein, dazu gehört viel Mut! Ist ein russischer Posten in Sicht, fange ich an zu lahmen. Auf die Frage: "Frau, wo Dokumente?" Ziehe ich seelenruhig meine deutsche Kennkarte, die die Russen stets verkehrt halten. "Pascholl", die Sache ist erledigt. Damit ihnen mein guter Mantel nicht so begehrenswert erscheint, habe ich oben am Aufschlag die Klappen durchgeschnitten. ...

Ich merke, daß die Kinder schon recht schwach geworden sind, und auch ich bin todmüde. Wie lange werden wir diesen Elendsmarsch noch durchhalten? ...

Mein Mann ist den Polen gegenüber stets tolerant gewesen, - niemand hat einen Haß auf uns gehabt, - vielleicht nimmt uns ein guter Mensch in Rokitten auf, - und wir biegen von der Hauptstraße nach Rokitten ab.

Kaum sind wir im Dorf, steht der "Gewaltige von Rokitten" vor uns, Balomonczek, vor dem selbst alle einheimischen Polen zittern, der sich seit 1939 als Partisan in den Wäldern versteckt hielt und dessen Besitzung mein Mann gepachtet hatte. Er hatte ein Gewehr auf dem Rücken, am Arm die weiße Binde der Polen und trug knallrote Filzpantoffeln. "Frau, wo dein Mann?!" "Ich weiß nicht, sicher tot. Laß mich hier in Rokitten arbeiten." ... Vielleicht erinnerte er sich daran, daß mein Mann seine Familie während seiner Partisanenzeit gut behandelt hatte, - jedenfalls übergab er mich nicht der GPU, wie er es wohl hätte tun müssen, sondern riet mir, so schnell wie möglich in meine Heimat Ostpreußen zu fliehen.

Wir dürfen eine Nacht in einem einsamen Insthaus in Rokitten übernachten. ... Als wir im Morgengrauen das Dorf verlassen, übergibt uns Frau C., die viele Jahre bei uns gearbeitet hatte, für jeden ein Stück Brot und drei schöne Eier, obgleich das für eine Polin nicht ungefährlich war.

Nur schnell über die Weichsel! Das ist jedoch leichter gesagt als getan, denn die Eisenbahnbrücke dicht bei der Stadt ist gesprengt, ebenso die Kniebauer-Brücke, die nach dem Polenfeldzug gebaut wurde. Viele Polen setzen die Ostpreußen mit Ruderbooten über den Fluß, aber nur gegen mindestens 10 Pfund Speck. Wir haben keine Chancen, weil wir nichts besitzen. - Doch wie erstaunt und erfreut sind wir, als uns bei Klein-Schlanitz, 20 km von Dirschau entfernt, ein Pole auf seinem bepackten Boot mitnimmt, obgleich wir ihn gar nicht darum gebeten haben. Zum Dank gebe ich ihm meine schöne Angora-Strickjacke, die ich an habe. Verlaust ist sie sowieso!

Bis über die Knie versinke ich im Schlamm, als ich am anderen Ufer meine drei Kinder an Land trage. An der Weichsel herrscht Hochwasser. Gerettet von den Polen, denke ich. Wir sind in Ostpreußen! Doch nach einigen Minuten sprengt bereits ein Russe auf einem Pferd auf uns zu. "Dawai, dawai", nicht schnell genug können wir ihm bis zum nächsten Dorf laufen. Heini weint immerfort. Er klagt über starke Stiche in der Brust. Wieder geht es zum Ausplündern in die russische Kommandantur. Bei uns ist aber nichts mehr zu holen. Wir sind jetzt so erschöpft, daß wir 2 bis 3 Tage im Dorf bleiben.

Es sind noch Kartoffeln in den Mieten, und die Kinder schlafen auch am Tag wie tot. Sie hausen in einem wüsten Haus mit anderen Flüchtlingen. Die Nächte sind hier ruhig, die russische

Kommandantur ist in der Nähe und der Kommandant muß wohl ein anständiger Mensch sein. Eines Abends spricht mich eine Flüchtlingsfrau an. Ich wundere mich, daß sie so undeutlich durch die Nase spricht. Wir kommen ins Gespräch: Bezirksbauernführer wäre ihr Mann gewesen im Gr. Werder (Delta zwischen Weichselarm und Nogat). Als die Russen sie vergewaltigten, wäre ihr Mann ihr zu Hilfe geeilt. Dafür hätten sie ihr das Nasenbein eingeschlagen. Auf der Kniebauerbrücke hätte sie gestern mit ihrem Mann gestanden: "Laß uns runterspringen, dann hat die Qual ein Ende", hat er sie gebeten. Doch der Gedanke an ihre Kinder hat es verhindert. –

Nun ist sie so unglücklich, daß sie es nicht zugelassen hat, denn eben haben sie ihren Mann fortgenommen, im Keller der Molkerei sitzt er. Um sie zu trösten, gebe ich ihr von meinem erbettelten Fleisch und meiner Milch ab, denn meinen Kindern geht es heute so elend, daß sie nichts essen können und ich denke, was ich heute abgebe, gibt mir Gott morgen wieder, und erfreut schleicht sie sich abends im Dunkeln fort, um ihrem verhafteten Mann etwas durchs vergitterte Kellerfenster zu geben.

Dann gehe ich mit den Kindern die Autobahn in Richtung Marienburg entlang. Es ist immer das gleiche Bild auf diesem Weg des Elends: Auf der einen Seite des Weges wandern wir Flüchtlinge ostwärts. Viele haben ihr elendes Gepäck auf Handwagen, Kinderwagen oder Kindersportwagen geladen, ein Pferdefuhrwerk der Flüchtlinge sieht man jedoch niemals. In der Mitte der Straße brausen die rücksichtslos fahrenden Lastautos des russischen Nachschubs. Fast jedes Lastauto transportiert ein Geschütz oder Schlauchboote. ...

In einem Siedlungshaus außerhalb von Marienburg "organisieren" wir uns einen stabilen Handwagen und Federbetten. Die kleine Grete und den geschwächten Heini setzen wir in die Betten. Gerhard zieht tapfer an der Deichsel, während ich unser elendes Gefährt schiebe. ...

Zum 1. Mai müssen wir hier die Straßen ... fegen, und wir erleben wieder die Besoffenheit der roten Sieger mit den üblichen Begleiterscheinungen.

Von Heiligenbeil an gleicht Ostpreußen einer Wüste. Gleich hinter der Weichsel sind alle Höfe leer, wenn nicht zufällig ein Pole der Besitzer ist. ... Keine Kuh, kein Pferd, kein Schwein, keine Taube, kein Kaninchen, leere Bienenstöcke, ganz öde, verlassene, zerschossene Dörfer, 10-20 km wandern wir, ohne ein menschliches Wesen zu sehen, höchstens streicht eine verwilderte Katze über die Straße. Mir ist oft himmelangst. ...

Wir sind nun vom 9. März bis 8. Mai unterwegs gewesen. Total abgerissen ... krank und heruntergekommen sind wir (nach Schönwiese zurückgekehrt). ... Im Bauernhaus meiner Schwiegereltern spielt sich eine polnisch sprechende Deutsche, eine Evakuierte aus Berlin, als Herrin auf und herrscht über 11 Flüchtlinge, die aus allen Gegenden zusammengewürfelt sind. Frau S. heißt diese – gelinde ausgedrückt – sehr berechnende Frau.

Ich ziehe in die leere Dachgeschoßwohnung des zu unserem Hof gehörenden Hauses der Arbeiter. Im Erdgeschoß sind 3 Frauen mit ihren Kindern, aus Angst vor den Russen, in ein Zimmer gezogen. ... Sie sind mir stets gute und treue Nachbarn gewesen.

"Endlich zu Hause", jubeln die Kinder, nicht mehr dieses Hasten und Laufen auf der Straße, endlich wieder etwas Ruhe. ...<<

### **Die Flucht vor der Roten Armee aus Ostpommern**

#### **Flucht aus Wurow nach Norden, Überfall durch sowjetische Vorhuten und erneuter Fluchtversuch entlang der Ostseeküste über Dievenow nach dem Westen.**

Erlebnisbericht der Frau R. aus Wurow, Kreis Regenwalde in Ostpommern (x001/217-223):

>>Ich entsinne mich noch genau des 3. Märztages, als wir unser liebes Wurow verlassen mußten. Wir sahen uns wohl zuletzt, als Sie uns auf der Chaussee hinter Schivelbein überholten, in Richtung Stolzenberg. Erst war ja verabredet, daß alle Wagen bis Neugasthof fahren soll-

ten. Als wir nun mit unsern Wagen in Neugasthof ankamen, hörten wir von K., daß wir noch bis Stolzenberg fahren sollten.

Weil die Pferde aber ziemlich schlapp waren und wir auch alle sehr durchgefroren waren, machten wir in Neugasthof Halt. Jeder versuchte einen Unterschlupf zu finden. L. und ich hatten mit ... anderen Flüchtlingen ein Zimmer bei dem dortigen Inspektor. Wir wollten uns gerade aufs Stroh legen, da kam die Kunde, Neugasthof müsse geräumt werden, die Russen wären ein Dorf vor Neugasthof. Weil wir nicht wußten, wo wir im Dunkeln hin sollten, blieben wir dort. Mit der Ruhe war es vorbei. Jeder ging an seinen Wagen. Nach einer Weile hörten wir schon die russischen Panzer die Straßen lang rollen. Diese "Panzerspitzen" nahmen kein Ende.

Wir konnten es noch alle nicht fassen. Da wurden wir durch Bremsenquietschen aufgeschreckt. Der erste russische Panzer hielt. Bald schallte es durch die Nacht: "Ura, Ura!" Mein Herz schlug zum Zerspringen. Ich sprang in den Wagen und holte unseren schlafenden Rolfi raus. Dann blinkten überall Taschenlampen auf, die Russen kamen näher. Mir stockte fast der Atem, als die ersten zwei Russen vor uns standen. Sie verlangten die Uhren. Ich hatte meine Uhren im Koffer verpackt. Ich gab ihnen zu verstehen, ich hätte keine, da waren sie auch zufrieden und gingen an die anderen Wagen. Von da (gingen sie) zum Gasthaus. Es war wohl verschlossen. Da wurden die Türen und Fenster kaputt geschossen. Es dauerte nicht lange, da schallten furchtbare Schreie durch die Nacht: "Schießt mich nicht tot, ich bin eine gute Frau und habe niemand was getan." Doch die Russen kannten wohl kein Mitleid. Ein Schuß, und die Frau war tot.

Wir waren von Entsetzen gepackt. Wir blieben die ganze Nacht in unseren Wagen. Morgens wollten wir dann wieder die Rückfahrt nach Wurow antreten. Die Russen waren auch, nachdem wir die weiße Fahne gehißt hatten, damit einverstanden. Wir sollten um 11 Uhr vormittags fahren. Um 11 kam der Kommissar persönlich und ging von Wagen zu Wagen. Ich sehe noch deutlich das höhnisch grinsende Gesicht, als er sagte, ihr müßt bis zum nächsten Tag noch bleiben, es kommen noch die Offiziere. Habt keine Angst, die Russen sind gut. Sie tun deutschen Frauen und Kindern nichts. Kaum war er aus unserem Wagen, da schrie es: "Feuer, Feuer!"

Wir sahen aus dem Wagen, da stand das Gebäude, wo wir aufgefahren waren, von oben bis unten in hellen Flammen und drohte, jeden Augenblick auf die Wagen zu stürzen. L. sprang runter, ich nach und riß Rolfi mit. Die Pferde waren nicht zu halten, es war ein fürchterlicher Anblick. Zum Unglück war vor uns noch ein hoher Zaun. Ich kam mit Rolfi nicht rüber. Da warf der Franzose Moritz Rolfi rüber. Ich sprang nach. Da standen unsere Leute an der anderen Straßenseite, blaß vor Entsetzen und sahen in das Feuer.

Zu gleicher Zeit kam ein Tiefflieger. Ich war von solcher Angst gepackt, nahm Rolfi an die Hand und lief in den nahen Wald. Mir kam Frau B. mit Manfred, Frau M. mit Horst und Hanni und Frau F. nach. Von einer kleinen Lichtung haben wir dann die Wagen beobachtet. Wir konnten aber nicht feststellen, ob unser Wagen verbrannt sei oder nicht.

Von einer maßlosen Angst gepackt, liefen wir dann weit in den Wald, haben uns unter Sträuchern versteckt und aßen Schnee, wenn wir Hunger hatten. Ich hatte nichts, nur Rolfi vom Wagen gerissen. Frau B. hatte ein klein wenig zum Essen, das blieb für die Kinder. Als es gegen Abend dunkelte, wagten wir es, aus unserem Versteck rauszukommen. Wir wollten nun auf einsamen Waldwegen zurück nach Wurow. Nur langsam tasteten wir uns vorwärts, wir wollten den Russen nicht wieder in die Hände fallen. Wir kamen an ein einsames Gehöft. Nachdem wir es eine Zeitlang beobachtet hatten, faßten wir Mut und gingen hin. Wir hatten Glück, es waren noch keine Russen da. Es waren nette Leute, wir konnten dort die Nacht verbringen.

Am Morgen sind wir dann zu Fuß losgegangen. Ein Stückchen ging es, dann konnte Rolfi

nicht mehr laufen. Dann hab ich ihn getragen. Eine Weile ging es, dann war auch ich schlapp. Wir haben uns dann abgewechselt. Ich war mit Rolfi für die anderen nur eine Last. Sie waren aber alle so nett zu mir und wollten mich mit Rolfi nicht im Stich lassen. Wir sind dann in Richtung Wurow gelaufen, mal vor und mal zurück. Hatten wir ein gutes Stück geschafft, mußten wir wieder zurück, denn wir waren oft bald wieder im Kampfgebiet. Es war furchtbar, aus allen Ecken kamen und hörte man Schüsse fallen. So waren wir denn ohne Essen gelaufen. Wie oft sagte Rolfi: "Ich hab' Hunger!" Ich konnte ihm nichts geben. Dann hab ich nur die Tränen runtergeschluckt.

Auf unserem Fußmarsch trafen wir auf einem einsamen Feldweg eine Frau mit ihren beiden Kindern. Ich kannte die Frau, sie war aus Bärwalde. Sie kam von Schivelbein und erzählte uns schreckliche und grauenvolle Dinge, was sie beim Einmarsch der Russen dort miterlebt hatte. Uns ging es kalt über den Rücken. Sie riet uns dringend ab, nach Wurow zurückzugehen, sondern zu versuchen, an der Küste rauszukommen, dort sollte noch ein kleines Stückchen frei sein. (Über meine Eltern konnte sie mir nichts Genaues sagen. Bärwalde war auch geräumt, aber sicher auch zu spät.)

Wir haben dann lange überlegt, was wir machen sollten. Für die anderen wäre es ja nicht so schlimm gewesen, nur für mich mit Rolfi, dazu ohne Verpflegung. Wir kamen dann zu dem Entschluß, nicht nach Wurow zu gehen. Unsere Frauen versprachen mir, mich nicht zu verlassen. So kamen wir denn nach Semerow-Ausbau, wo wir von netten Leuten aufgenommen und bewirtet wurden.

Da drang die Kunde durch, daß im Dorf deutsche Wehrmacht liege und noch Zivilisten mit rausnahme. Wir haben nicht lange überlegt, ich nahm Rolfi auf den Rücken, und im Dauerlauf ging zum Dorf. Dort buddelten sich schon überall die Soldaten ein. Als wir außer Puste im Dorf ankamen, sahen wir die vollgestopften LKW. der Wehrmacht. Wir bettelten, weinten und flehten, doch es half nichts, die Wagen waren zu voll, und vor unseren Augen sausten die Wagen ab. Als Trost sagte man uns, wir sollten zu Fuß weiter gehen, es kämen noch Wagen nach. Wir machten uns dann wieder zu Fuß auf den Weg. Eine Zeitlang ging es, doch wurde es, je weiter wir kamen, immer schwieriger. Das Tragen von Rolfi wurde bald zur Last.

Dann sahen wir auf ca. 100 m Entfernung zwei Landser, welche ein Rad bei sich führten. In meiner Not lief ich diesen Soldaten nach und bat, ob sie wohl Rolfi aufs Rad nehmen würden. Als Antwort bekam ich, wenn ich das Rad führen wollte, dann ja. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Wir setzten Rolfi auf das Rad, und ich schob das Rad. Ich schob wohl 100 m, da fing ich an zu taumeln, die Kräfte verließen mich. Da hatten die Soldaten Mitleid und haben Rolfi mit dem Rad geschoben.

Zwei Tage saß Rolfi tapfer auf der Lenkstange. Wir haben ihn nur bewundert, daß er so tapfer aushielt. Ich zog meine Trainingshose aus, wickelte sie um seine Füßchen, ebenso meine Schals, denn es war ja doch ziemlich kalt. Wir kamen durch die Gegend, wo der Krieg in seiner ganzen Grausamkeit getobt hatte und wo Flüchtlinge total ausgeplündert waren. Überall ein Bild des Schreckens. Es war nur ein schmaler Weg, welcher freigekämpft war. Rechts und links war die Knallerei in vollem Gange. Wir trafen viel Wehrmacht, die auf dem Rückzug war.

Ganz zufällig sah ich einen früheren Klassenlehrer von mir aus Bärwalde, welcher Offizier im Volkssturm war. Die Freude war groß, als wir uns sahen. Auch er sagte mir, daß die Bärwalder raus sein sollten. Dann ging weiter. Nach zwei Tagen war es wohl den Soldaten über, sich mit uns rumzuschleppen. Ich konnte es ihnen auch nicht verdenken. Da legten sie ein gutes Wort für uns bei der Wehrmacht ein. Wir hatten gerade einen Troß eingeholt. Da kam ich mit Rolfi auf einen Wagen, und die anderen Frauen liefen zu Fuß nebenher, ebenso die beiden Soldaten. Nun hatten wir es doch etwas besser, vor allem, die Soldaten gaben uns Essen ab. So fuhren wir dann mit dem Wagen ...

Eines Nachts, als wir in irgendeinem Dorf auf Stroh übernachteten (die Namen der Dörfer weiß ich nicht mehr), wurden wir geweckt. Es hieß, in 5 Minuten muß alles auf den Wagen sitzen, der Russe ist durchgebrochen. Als wir im Sturm zu unserem Wagen rannten, sausten schon die ersten Kugeln durch die Gegend. Im Galopp ging es ein Dorf zurück.

Nach ungefähr 1-2 Stunden kam die gleiche Parole. Nun war schon alles so aufgereggt, keiner wartete mehr auf den anderen. Es hieß, rette sich, wer kann. Rolfi war gerade eingeschlafen, und ich konnte ihn gar nicht wach bekommen. Da nahm ich denn den schlafenden Jungen in die Arme, und los gings im Galopp. In der Dunkelheit konnten wir nicht den Wagen finden. Die Frauen waren alle schon übernervös und rannten zu Fuß los.

Es war ein fürchterlicher Landweg. Wir stampften im tiefen Schnee. Nur mühsam kam man vorwärts, dazu das schlafende Kind im Arm. Bald konnte ich nicht mehr, dann nahm Frau B. Rolfi, wir wechselten uns ab. Zuletzt kam nur jeder noch ungefähr 10 m, dann waren wir schlapp. Es war furchtbar.

Als ein großer LKW kam, stellten wir uns in den Weg, da mußte er ja halten. Es war ein Munitionswagen. Auf unser Flehen konnte ich mit Rolfi mitfahren. Ich sollte auf der Haltestelle warten, bis die Frauen zu Fuß nachkamen. Ich weiß den Namen nicht mehr. Ich habe jedenfalls gewartet und gewartet. Inzwischen wurde auch dort geräumt, und der Flüchtlingsstrom wurde immer gewaltiger, aber kein Wurower war zu sehen. Ich war ja so verzweifelt. Vor uns war ein großer Platz, dort machten sich die Wagen der Wehrmacht zum Kampf bereit. Es waren nur noch ein paar Zivilisten im Ort. Als die Not am größten war, stiegen sie einfach auf die Verdecks der großen Wagen. Ich stand mutterseelenallein mit Rolfi da. Inzwischen setzten sich die Wagen in Bewegung. Es waren nur noch zwei Wagen da.

Ich bat den Offizier, der den Verkehr dort regelte, uns doch mitzunehmen. Er lehnte ab mit der Begründung, im Kampf könnten sie keine Frauen und Kinder gebrauchen. Ich war der Verzweiflung nahe. Ich fing an zu weinen und Rolfi auch. Dann setzte ein fürchterliches Unwetter ein, man konnte kaum ein Auge aufmachen. Wir stellten uns an einen Telegraphenmast und weinten. Ich sagte dem Offizier, uns soll lieber eine Kugel treffen, als dem Russen in die Hände fallen. Nach einer Weile hatte er wohl Mitleid mit uns und sagte, wir sollen in einen Wagen einsteigen. Wir saßen dann in einem großen LKW neben dem Fahrer. Die Fahrt war fürchterlich. Es ging über Holzbrücken, wo man sich kaum traute, mit dem Handwagen rüberzuziehen, und dann die schmalen, aufgeweichten und aufgefahrenen Landwege. Es war furchtbar.

Mittags ging die Truppe in den Kampf. Wir wurden in einem Ort zurückgelassen und mußten dort warten. Nun hatten sich noch mehr Zivilisten eingefunden und wurden auf die einzelnen Wagen verteilt. Da hatten wir denn Glück, ich kam mit Rolfi in einen Wagen, dort befanden sich nur der Fahrer und ein junger Wachtmeister. Was waren wir froh. Der Wachtmeister hat rührend für uns gesorgt, nun hatten wir wieder was zu essen. Rolfi hatten die Soldaten bald alle lieb gewonnen und haben ihn sehr verwöhnt.

Wir kamen durch Gegenden, wo der Russe grausam gehaust hatte. Überall ein Bild der Vernichtung. Nun kamen wir in das Ostseebad Horst, die Truppe ging dort in den Kampf, und wir sollten per Schiff rausgebracht werden. Uns packte das Grauen, als wir zum Strand runtergingen. Als wir am Strand waren, war weit und breit kein Schiff zu sehen. Von den Leuten erfuhren wir dann, daß es auch nicht Horst sei, sondern der nächste Ort sei erst Horst.

In einem Heim bekamen wir Mittag, und dann tippelten Rolfi und ich zu Fuß zum Ostseebad Horst. Über uns kreisten dauernd die russischen Tiefflieger. Glücklicherweise kamen wir in Horst an, nachdem ich Rolfi fast den ganzen Weg getragen hatte. Ich war müde zum Umkippen. In Horst hörten wir dann, daß es erst geplant sei, daß wir per Schiff raus sollten. In Horst war noch sehr viel deutsches Militär.

Ich entschloß mich, in Horst zu bleiben. Wir gingen von Hans zu Haus, doch keiner wollte

uns aufnehmen. Ich brach bald auf der Straße zusammen, da ging denn eine junge Frau zu verschiedenen Leuten und fragte für uns um Obdach. Überall die gleiche Antwort. Da nahm uns die Frau mit zu ihren Eltern, dort konnten wir bleiben. Es waren einfache, aber sehr gute Leute. Wir hatten es dort gut.

Am Nachmittag sah ich schon auf den Straßen, wie sich die Soldaten dort an allen Ecken einbuddelten. Ich ahnte nichts Gutes. Nachts um 12 Uhr wurden wir aus dem Schlaf geweckt, Horst müsse geräumt werden. Wir zogen uns schnell an und wollten versuchen, mit einem Wehrmachtsfahrzeug mitzukommen. Überall erhielten wir die Antwort, es sei schon alles überladen. Es waren dort sehr viele Verwundete, die alle mitgenommen werden mußten. Wir tappten im Stockdunkeln weiter.

Endlich nach langem Bitten nahm uns ein Kastenwagen ... mit vielen Verwundeten mit. Es war eine fürchterliche Fahrt. Die Wege waren furchtbar schlecht. Der Fahrer war alt und konnte nicht (mehr richtig) gucken. Jedesmal, wenn er über einen Stein fuhr, stöhnten und jammerten die Verwundeten. Im Laufe der Fahrt kamen noch mehr Zivilisten auf den Wagen. Einer lag auf dem anderen. Rolfi schrie, er kriege keine Luft, und die Verwundeten stöhnten. Es war eine furchtbare Fahrt.

Dann lag der Wagen auf der Kippe und drohte, eine Böschung runter zu stürzen. Alles mußte schnell raus, auch die Verwundeten mußten ausgeladen werden. Als diese Panne vorbei war, hatten wir im Dunkeln den Anschluß an die anderen Fahrzeuge verloren. ... Gegen Morgen hatten wir wieder den ganzen Treck erreicht. Rolfi hatte ein Guckloch durch den Plan und sah plötzlich den jungen Wachtmeister. Er rief gleich: "Onkel Soldat, nimmst Du uns wieder mit?" Wir hatten Glück, nach einer Weile kam der Wachtmeister und holte uns in sein Fahrzeug. Was waren wir da froh!

Wir kamen dann nach Rewahl. Dort bot sich uns ein Bild der wahren Verwüstung. Hier hatten die Russen einen ostpreußischen Treck geplündert, es war furchtbar. Über Tag hatten wir hier Ruhe und konnten uns sogar waschen. Gegen Abend ging es wieder Hals über Kopf los, als die Kugeln schon durch die Gegend sausten. Wir fuhren in Richtung Dievenow, dort sollte noch ein Ausweg sein. Der freigekämpfte Weg war nur sehr schmal, und das Schießen wurde immer heftiger.

Wir waren wohl schon einige Kilometer gefahren, da stockte auf einmal alles. Der Russe war mit aller Macht durchgebrochen. Die Hälfte der Fahrzeuge war gut durch, und die andere Hälfte, wo wir waren, war abgeschnitten, eingekesselt. Wir wußten nicht, was tun. Erst hoffte der Wachtmeister (er führte die Truppe) noch, daß Hilfe aus der Luft kommen sollte, denn die Munition war auch alle, oder sonst wollten sie die Fahrzeuge sprengen, und jeder sollte sich dann eben auf eigene Faust retten. Nun war noch ein Ausweg am Strand entlang. Da erbot sich ein Soldat, er wollte die Zivilisten am Strand entlang nach Dievenow bringen. Ich wußte erst auch nicht, ob ich bei den Soldaten bleiben sollte oder ob ich mich den Zivilisten anschließen sollte.

Nach einigem Überlegen entschloß ich mich, mit am Strand entlang zu laufen. Es war stockdunkle Nacht. Als ich mich mit Rolfi durch den Wald getastet hatte und die Dünen glücklich runter geklettert war, war von den Zivilisten keine Seele mehr am Strand zu sehen. Ich war ja so verzweifelt, ich hätte laut schreien können.

Es war stockdunkel, von rechts schoß unsere Schiffsartillerie, und von links ballerte der Russe in einer Tour, dazu das grauenhafte Rauschen der Ostsee. (Wenn es im Sommer auch noch so schön sein mag, jetzt war es furchtbar.)

Uns blieb nun weiter nichts übrig, als zu Fuß los zu laufen. Dies war die furchtbarste Nacht, die ich erlebt habe. Das Schießen wurde immer gewaltiger. Wir liefen so schnell wir konnten, doch bald konnte Rolfi nicht mehr. Es ging furchtbar schwer vorwärts, denn die See war sehr stürmisch und überschwemmte immer den Dünensand. Ich hatte quatschnasse Füße, dann

habe ich Rolfi getragen, doch ich hielt es nicht lange aus, dann setzten wir uns in den nassen Dünensand.

So ging es abwechselnd bis zum Morgengrauen, von einer entsetzlichen Angst gejagt. Im Dämmerlicht sahen und erkannten wir die unzähligen deutschen Soldaten. Der Tod hatte reiche Beute gehalten. Uns durchlief ein Grausen. Gut, daß es Nacht war und wir die Toten nicht eher sahen. Nach langem Laufen hörten wir einen Wagen am Strand lang kommen. Die Pferde waren wie Skelette, und die Soldaten schoben den Wagen. Ich konnte Rolfi auf mein Bitten drauf setzen, mußte aber mitschieben.

Vor Dievenow hatte sich der Russe festgebissen, und wir lagen bis nachmittags auf dem Bauch in Deckung. Die Kugeln sausten unentwegt über uns weg. Den Kopf durfte man nicht heben. Nachmittags war der Weg nach Dievenow freigekämpft. Wir mußten noch wieder eine Stunde ungefähr durch einen Waldweg laufen, kamen aber gut nach Dievenow rein. Hier war zum Unglück die Fähre kaputt, welche uns übersetzen sollte. Nun mußten alle Wagen und Flüchtlinge über eine lange Holzbrücke, die aber unter dauerndem Beschuß lag. Es war ein fürchterlicher Betrieb, unzählig waren die Menschen und Fahrzeuge, die über die Brücke wollten.

Ach, was haben wir uns hier in den Dreck geworfen, wenn die Kugeln über uns sausten. Es war ganz furchtbar. Manch einer hat hier sein Leben gelassen. Nun ging die Bettelei wieder los, keiner wollte uns mitnehmen, keiner wollte unnütze Last haben, weil jeder im Galopp über die Brücke jagen mußte. Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben. Man kam nicht zur Besinnung, dann mußte man sich wieder in den Dreck schmeißen. Wenn wir wieder hoch waren, bat Rolfi: "Mutti frag doch wieder!"

Nach langem Warten kam endlich ein kleines Auto, welches mit Pferden bespannt war. Es war nur ein Soldat drin, und der nahm uns mit. Als wir auf der Brücke waren, sausten die Kugeln wieder durch die Luft, aber zum Glück ins Wasser. Bis zum Abend fahren wir mit dem "Auto", dann waren wir glücklich aus dem Gefahrengebiet raus. Am anderen Tag, als wir auf der Suche nach einem Fahrzeug waren, trafen wir ganz zufällig Frau N. mit ihren zwei Kindern and Willi H. Die Freude war groß, endlich einen Wurower zu treffen.

Wir blieben dann zusammen und kamen mit viel Mühe nach Misdroy, von dort mit Lastwagen nach Swinemünde. Von Swinemünde aus benutzten wir die Bahn. Frau N. konnte sich erst nicht entschließen, wo sie hinfahren sollte. Schließlich entschloß sie sich, nach Berlin zu fahren. Wir fahren dann in Richtung Helmstedt. Wir hatten noch oft Fliegeralarm, aber es ging gut. So kamen wir am 17. März nachmittags arm, aber doch reich in Helmstedt an, die Freude war riesengroß, als wir bei unserem Pappi im Lazarett waren.<<

### **Flucht am Ostseestrand entlang nach Westpommern im März 1945**

Erlebnisbericht des Max K. aus Treptow, Kreis Greifenberg in Ostpommern (x001/228-232):

>>Ende Februar wurde die Regierung von Köslin in unsere Kreisstadt Greifenberg verlegt. Das war ein deutliches Zeichen, daß unsere Abschiedsstunde bald kommen mußte. Am Sonnabend, dem 3. März, war trotz aller Besorgnis noch Schulunterricht gehalten worden, obgleich schon die Kranken der Treptower Lazarette mit einem Zug abtransportiert wurden.

Als wir am Sonntag, dem 4. März 1945, morgens erwachten, hörten wir von der Straße her den Ruf: "Die Stadt muß geräumt werden, sie wird beschossen!" In größter Eile begab ich mich zur Schule und sorgte mit meinem Hausmeister für die Fortschaffung der Aktenkisten. Wir stellten sie im Rathaus ab und baten, sie den fortzuschaffenden Stadtakten beizufügen. Die Stadt war von Fahrzeugen aller Art, zivilen und militärischen, mehr als überfüllt. ... Rufe der Kutscher, Peitschenknallen und Hupen der Autos und Lastkraftwagen tönten durcheinander; die Menschen irrten wie Ameisen in einem zerstörten Haufen durcheinander; das Rathaus war von einem Menschenknäuel besetzt, da jeder zur Flucht noch die Lebensmittelkarten ha-

ben wollte.

... Der Feind war mit Panzerspitzen bis in die Nähe des Bahnhofes vorgedrungen und hatte ihn beschossen. Ein Zug mit Müttern und Kindern war der Beschießung zum Opfer gefallen. Die Mütter konnten nur in größter Eile mit ihren Kindern aus dem Bahnhofsgebäude entfliehen; zur Rettung ihres Gepäcks fanden sie keine Zeit. Bald hörten wir die Einschläge von Granaten; die Kirche der altlutherischen Gemeinde, die etwa 300 m von unserer Wohnung entfernt war, erhielt einen Treffer.

Am Vormittag sprach ich noch den Bürgermeister vor dem Rathaus. ... Als ich mich verabschiedete, sagte er: "Wir haben uns heute zum letzten Mal gesehen." ... Er verließ den Ort seiner Wirksamkeit nicht und hat noch am selben Tage - wie ich später erfuhr - sein Leben durch Freitod beendet. Gegen Mittag hatten schon die meisten Bewohner unserer Straße das Weite gesucht. Immer wieder fielen Schüsse, und starke Einschläge zeigten an, daß die Beschießung ihren Fortgang nahm.

Da die zur Oder-Linie führende Hauptstraße mit Fahrzeugen der Trecks völlig verstopft war, kam sie für unsere Flucht nicht in Frage, wir mußten die Wege an der Küste wählen, um vorwärts zu kommen. Mit unserem reichlich bepäckten Handwagen schlängelten wir uns durch die Anlagen zur Straße nach Horst hindurch. Es war mildes, nebligtes Wetter; die Straße war von einer schlammigen Schmutzschicht bedeckt. Da ich meinen Körper mit 2 Anzügen und 2 Mänteln bekleidet hatte, ließ ein Schweißausbruch nicht lange auf sich warten. ...

Die Straße war von einem Flüchtlingsstrom bedeckt, alles eilend, hastend, einander überholend, vorbei an Fahrrädern, die voll bepäckelt waren, an zweirädrigen Karren, an Hand- und Kinderwagen, an Flüchtenden, die nur ein kleines Gepäckstück trugen und mitleidig auf die Schwerbelasteten sahen, an Bekannten, die wegen der kleinen Kinder ihre Schritte verlangsamten mußten, ... vorüber an dem Superintendenten S., der mit dem Fahrrad in die entgegengesetzte Richtung nach Treptow fuhr, um – trotz der Gefahr – seine Gemeinde, wie er sagte, nicht im Stich zu lassen. Alles in allem: Ein Bild des Grauens und Schauderns, des Erbarmens! Der Abend brach herein. ... Für ein Nachtquartier mußte gesorgt werden; wir fanden es bei freundlichen Bauern.

5. März, ... gegen Morgen, wurden Sprengungen in der Ferne und Schüsse in der Nähe hörbar. Das war für uns um 3.30 Uhr das Signal zum Aufbruch. ... Die Mitführung des Handwagens machte es nötig, daß wir auf möglichst festen Wegen ... (an die Ostseeküste) zu gelangen suchten. ... Das Dorf war fast entvölkert. Im Gasthaus erfuhren wir, daß der Bürgermeister und der Ortsbauernführer als erste den Ort verlassen hatten, daß viele Wirtschaften unbewohnt waren und wir uns ein beliebiges Quartier aussuchen könnten. So wurde die Behausung des Ortsbauernführers unser Quartier.

Wir trafen die verlassenen Räume dieses Gehöftes in größter Unordnung an. Sie zeigten an, in welcher Hast und Aufregung Hof und Haus verlassen worden waren. Auf dem Tisch standen noch die Reste der letzten Mahlzeit. Auf den Tischen standen noch die Reste der letzten Mahlzeit: Eine halbgefüllte Schmalzbüchse, Butterreste, Brotstücke, Teile von Heringen und Wurst usw. Die Betten lagen in Unordnung, Schmutz und Unsauberkeit überall. Die Speiseschränke waren noch reichlich mit gefüllten Weckgläsern besetzt.

Trotz größten Unbehagens mußten wir hier eine Nacht verbringen. Eine polnische Magd und ein polnischer Knecht waren auf dem Hof zurückgeblieben. Wir konnten beobachten, wie der Knecht in den Räumen nach Raub suchte; insonderheit hatten es ihm die mit Fleisch gefüllten Weckgläser angetan. In den späten Abendstunden stieß ein Schwarm von Flüchtlingen zu uns und nahm Besitz von den benachbarten Räumen. In der Nacht weckten uns wiederholt überlaute Geräusche von der Dorfstraße her. Von diesem Quartier nahmen wir am nächsten Morgen gern Abschied. In den späten Abendstunden stieß ein Schwarm von Flüchtlingen zu uns und nahm Besitz von den benachbarten Räumen. ...

Am dritten Tage unseres Fluchtmarsches passierten wir ein Dorf, das restlos von Menschen verlassen war. Die zurückgelassenen Lebensmittel in den Geschäften halfen manchen Flüchtlingen beim Stillen des Hungers. Wir erreichten den kleinen Badeort Rewahl und sahen uns schon dort genötigt, unser Wagengepäck zu erleichtern. Am Ausgang des Dorfes stellten wir 2 Koffer mit Kleidern und Wäsche in einem Hause ab. Mit dem Rest des Gepäcks ging die Reise weiter nach Westen.

Immer wieder hörten wir auf den schlechten, durchgefahrenen Wegen von anderen Flüchtlingen die Bemerkung: "Mit ihrem Handwagen werden sie nicht weit kommen!" Wir erreichten aber an diesem Tage mit dem Handwagen doch die ausgedehnte Wochenendsiedlung Poberow. Entgegenkommende Menschen wiesen uns in ein verlassenes Wochenendhaus. Wie vorteilhaft war es eingerichtet und wie sorgfältig gepflegt! Wie anziehend für einen Erholungsurlaub in Friedenszeiten, von Wald umgeben und das nahe Meer fast vor der Tür! Der Feind hatte das vor der Siedlung gelegene Gut bereits besetzt; indes war uns die Situation, ganz dicht am Feind zu sein, noch nicht klar. Wir wagten es daher noch, uns in die gepflegten Betten zu legen, wurden aber schon nach kurzer Zeit durch Schüsse aufgeschreckt. ...

Wir schlossen uns einem Ehepaar aus Berlin an. ... Wir erfuhren, daß am Nachmittag ein Treckzug und viele Flüchtlinge unter militärischem Schutz nach Westen durchbrechen wollten. In diesen Zug reihten wir uns ein, immer noch mit dem Handwagen ausgerüstet. Schon nach Zurücklegung von einigen Kilometern mußte der Zug halten. Man stellte fest, daß der Feind zu stark und daher der Rückmarsch notwendig sei. Als ich ... im Gewühl der Menschen mit meinem Handwagen kehrtmachte, brach die Deichsel, und ich brachte den Wagen nur mit großer Mühe in unser Quartier zurück.

9. März: ... Ein deutscher Spähtrupp näherte sich unserem Hause; er empfahl uns, möglichst schnell und ruhig am Strand entlang, nach Rewahl zurückzugehen, da von dort aus die angestaute Masse der Flüchtlinge unter militärischem Schutz nach Westen durchgeschleust werden sollte. Man empfahl, hart an den Dünen am Strande zu gehen, da aus den Dünen Beschießung durch feindliche Soldaten wahrscheinlich sei. Wir ließen den größten Teil unserer Habe in Poberow zurück und machten uns sofort auf den Weg, nur noch mit einem kleinen Handkoffer und einem Rucksack ausgerüstet. Schon nach kurzer Zeit ... sausten mehrfach Kugeln an unseren Ohren vorbei; eine Granate schlug im Strandwasser auf. ... Wir erreichten aber unverehrt die bei Rewahl stehende deutsche Truppe.

Schon eine Stunde später setzte sich von hier aus ein Flüchtlingsstrom unter militärischem Schutz in Bewegung. Unterwegs traten Ruhepausen ein, in denen vorfühlende Trupps die Stärke des Feindes prüften und die Möglichkeit eines Durchbruchs erkunden mußten.

Gegen 23 Uhr wurde nach langem Warten bekannt, daß infolge zu starker Kräfte das Durchbrechen der sowjetischen Linien nicht möglich sei, und wieder hieß die Losung: "Keht marsch!" Wir verbrachten die Nacht in einem Arbeiterhaus des Gutes H. Das kleine Zimmer beherbergte außer dem Arbeiterehepaar etwa 10 Flüchtlinge und nahm dann noch 6 bis 8 Soldaten auf, die dringend schlafen mußten. In diesem niedrigen Raum und der Menschenfülle mit allem, was sich aus dieser Zusammenpferchung ergab, wurde die Nacht zu einer großen Pein. Es war am nächsten Morgen wie eine Erlösung, als wir im Freien wieder frische Luft atmen konnten.

Wir gingen wieder nach Rewahl, das jedoch unter Beschuß lag, weshalb wir unseren Weg am Strand über Rewahl hinaus fortsetzten und Unterkunft in einem Kinderheim fanden, das bereits von Flüchtlingen stark überfüllt war. Wir trafen hier viele Bekannte aus Treptow, die zum Teil willens waren, in den Heimatort zurückzukehren, da sie an eine Befreiung aus der Umklammerung nicht mehr glaubten. Die Nacht brach herein. Wer einen geschützten Platz erhaschen konnte, legte sich zur Ruhe. Der Gedanke, was diese Nacht bringen würde, ließ uns jedoch nicht zum Schlafen kommen. Irgendeine Wendung mußte für diesen Flüchtlingsstrom

ja in Kürze eintreten.

Nachts gegen 2 Uhr erging der Befehl an alle, sich in größter Ruhe für den ersehnten Abmarsch bereitzuhalten. Wieder sollte der Durchbruch der feindlichen Linien unter militärischem Schutz versucht werden, und wieder entstand die bange Frage: "Wird es uns diesmal gelingen, den Weg zur Oder freizubekommen?"

Gegen 3 Uhr brachen wir auf. Dauernd wurde zur größten Ruhe gemahnt. Nach einer längeren Pause vor Rewahl gelang es, den Ort ohne Störung zu passieren. Hinter Rewahl ... setzte plötzlich eine Beschießung des Zuges - mutmaßlich mit Geschossen feindlicher Panzer - ein. ... Dabei waren natürlich Tote und Verwundete zu beklagen. Diese Lage machte es notwendig, daß der Weg hart am Strand fortgesetzt werden mußte. Der Strand war feucht, aber das Meer wenig bewegt. Die Menschen und Fahrzeuge kamen nur langsam vorwärts.

Eine Völkerwanderung am Ostseestrand! Welch ein schauriges Bild! Wieviel wertvolles Gut ließen die Flüchtenden hier noch zurück: Da lagen Fahrräder, ... geöffnete Koffer mit wertvollen Kleidungsstücken, Reisekörbe, Federbetten, ... zerbrochene Handwagen. ... Wieviel Leid hing da an jedem Stück! Wieviel Überwindung hatte es die Menschen gekostet, sich auch noch von dem letzten geretteten Besitz zu trennen! Und dieses höchst seltsame Strandgut mehrte sich dauernd, weil die Beschwerden der Flucht die Last allmählich unerträglich machten. ... Vereinzelt (lag dort) auch noch ein toter Feldgrauer, ... dem die Stiefel ausgezogen worden waren.

Einige Kilometer hinter dem Gut H. ließ die Beschießung nach, und wir glaubten der schlimmsten Gefahr entgangen zu sein. Mir war es durch Herausgabe eines Tabakpäckchens gelungen, meinen kleinen Handkoffer auf einen Wagen der Wehrmacht zu legen. Mit diesem Fuhrwerk mußte ich natürlich Schritt halten.

Plötzlich fielen Schüsse aus dem Dünengelände. Die deutschen Soldaten schwärmten aus und nahmen das Dünengefecht auf. Die Erregung in dem Menschenstrom wuchs ins Ungemessene. Die Pferde rasten in dem Gewehrgeknatter mit den Fuhrwerken davon. Verwundete schrien auf und hemmten den Fortgang der Eilenden; sie wurden notdürftig verbunden und auf den Wagen geladen. Ich hatte große Mühe, bei meinem Fuhrwerk zu bleiben. Meine Frau war in der Hast hingefallen, und es dauerte einige Zeit, bis wir uns wieder fanden. Da das Fuhrwerk, dem ich mich angeschlossen hatte, Verwundete aufnehmen mußte, mußte ich meinen kleinen Koffer wieder selbst tragen, und daher wurde ich von meiner Frau allmählich eingeholt. Die deutsche Abteilung hatte den Feind zurückgedrängt und damit unseren Durchbruch nach Westen erzwungen.

Am späten Nachmittag des 11. März erreichten wir die Odermündung bei Dievenow. Im Hafen von Dievenow nahmen kleine Einheiten der deutschen Flotte Flüchtlinge auf, um sie nach Swinemünde zu bringen. Wir wurden durch ein Schnellboot befördert. Die Besatzung des kleinen Schiffes war außerordentlich hilfsbereit, höflich und entgegenkommend. In den behaglich eingerichteten Räumen des Bootes überfiel alle das Gefühl der Geborgenheit; die kurze Seefahrt war nach der körperlichen und seelischen Belastung der letzten Tage eine wohltuende Erholung.<<